



ELIZABETH FREMANTLE hat als Journalistin für Magazine wie
Elle, *Vogue* und *Vanity Fair* gearbeitet.
»Die Rivalin der Königin« ist der dritte Roman,
in dem sie die Welt der Tudors zum Leben erweckt.
Elizabeth Fremantle lebt in London.

Außerdem von Elizabeth Fremantle lieferbar:

Im Schatten der Königin, Roman
Spiel der Königin, Roman

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Elizabeth Fremantle

DIE RIVALIN DER KÖNIGIN

Ein Tudor-Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Herting



PENGUIN VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Watch the Lady« bei Michael Joseph, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © 2015 by Elizabeth Fremantle

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by

C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: Lee Avison/Trevillion Images; spaxiax/Shutterstock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10338-7

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Alice, die Stella hieße,
wäre es nach mir gegangen

Inhalt

Das Duell 9

Teil I: Das Ei 27

Teil II: Die Auster 163

Teil III: Ikarus 275

Das Schwert 463

DAS DUELL

Stella, Stern der himmlisch strahlt,
Leitstern meiner Liebesqual.

Sir Philip Sidney, *Astrophil und Stella*

Oktober 1589
Leicester-Haus, The Strand

Zischelnd tropft das Wachs, dem ein beißender Geruch entströmt, aufs Papier. Penelope drückt ihr Siegel hinein und dreht es leicht, um es unkenntlich zu machen. Derweil fragt sie sich, ob dieser Brief närrisch sei, ob er, sollte er in falsche Hände geraten, ihr als Hochverrat ausgelegt werden könne.

»Glaubt Ihr ...«, sagt sie zu Constable, der an ihrer Seite steht.

»Ich glaube, Ihr geht ein zu hohes Wagnis ein.«

»Ich muss die Zukunft meiner Familie sicherstellen. Ihr wisst ebenso gut wie ich, dass die Königin keine junge Frau mehr ist. Sollte sie ...« Sie hält inne und lässt ihren Blick durch das Gemach schweifen; dabei wissen sie beide, dass sie alleine sind, denn sie haben das ganze Gemach, selbst hinter den Vorhängen, nach lauernden Dienern abgesucht, die womöglich Höchstbietenden häppchenweise Informationen verkaufen. »Es hat bereits Anschläge auf das Leben der Königin gegeben, und sie hat keinen Thronfolger benannt. Sollte einer sein Ziel erreichen ...« Ihre Stimme ist nur ein leises Wispern. Sie muss Constable nicht sagen, dass ganz Europa auf Elizabeths Krone blickt. »Die Devereux' brauchen eine verlässliche Gefolgschaft.«

»Und die legitimsten Ansprüche auf den englischen Thron sind jene von James von Schottland«, sagt er.

»Ja, manche behaupten das.« Mit diesen Worten beendet Penelope das Gespräch. Constable weiß nicht, dass sie über dieses Thema bereits endlos mit ihrem Bruder diskutiert hat – und mit ihrer Mutter, die mehr von Diplomatie versteht als sie alle zusammen. »Ich tue es für

Essex, nicht für mich. Mein Bruder braucht mächtige Verbündete.« Als sie ihm den Brief überreicht, schaut sie ihm kurz in die Augen.

Er streicht über das Papier, als wäre es die Haut einer Geliebten. »Aber sollte er in falsche Hände fallen ...«

Er denkt dabei sicher an Robert Cecil, den Sohn des Lordschatzmeisters Burghley, der die Geschicke Englands lenkt. Cecil hat immer seine gefährlichen Finger im Spiel.

Sie wirft ihm ein zurückhaltendes Lächeln zu. »Aber dies ist doch lediglich ein freundschaftliches Sendschreiben, eine ausgestreckte Hand. Und es kommt von einer Frau.« Zart legt sie die Hand auf die Brust und macht kugelrunde Augen, als wolle sie sagen, das Wort einer Frau zähle doch nicht. »Geheime Kontakte mit einem ausländischen Monarchen könnten Essex in Schwierigkeiten bringen, aber wenn eine wie ich es tue ...« Sie neigt den Kopf in scheinbarer Demut. »Oh, ich glaube, ich komme ungestraft davon.«

Constable lacht. »Bloß eine Frau? Niemand wird davon Notiz nehmen.«

Sie hofft zu Gott, dass er recht haben möge. »Seid Ihr Euch sicher, dass Ihr diese Mission übernehmen wollt?«

»Nichts bereitet mir größere Freude, als Euch zu dienen, my Lady.«

Daran zweifelt sie nicht. Constable hat annähernd hundert Gedichte für sie verfasst, und er ist nicht der Einzige. Essex ist ein Magnet für Dichter und Denker, die sich wie Eisenspäne um ihn drängen, die auf seine Gönnerschaft hoffen und alles Erdenkliche tun, um seine Gunst zu gewinnen. Sie meinen, es diene ihrer Sache, wenn sie seine Schwester umschmeicheln. Sie wundert sich über die Ironie, dass trotz all dieser Dichterverse, die unaufhörlich in ähnlichen sprachlichen Bildern ihre Schönheit rühmen – ihre strahlenden dunklen Augen, ihr gold gesponnenes Haar, ihre Nachtigallenstimme, ihre marmorgleiche Haut –, der Mann, mit dem sie vermählt ist, seinen Abscheu vor ihr nie überwinden kann. Schönheit mag zu hübschen Sonetten führen, aber sie ist dünn wie die Schale eines Eis und ebenso brüchig; und sie lässt nicht erahnen, was sich unter ihr verbirgt.

»Ihr überreicht ihn König James persönlich.« Sie ist sich der Gefahr bewusst, in die sie Constable mit dieser geheimen Mission bringt – und er ebenfalls; sie hört ihn nahezu vor Eifer japsen. Im Übrigen ist ihm Spionage keineswegs fremd.

»Aber«, setzt er an und zögert, »wie kann ich sichergehen, dass man mir Zutritt zum König gewährt?«

»Ihr seid ein Dichter. Bedient Euch Eurer samtenen Zunge. Mit meinem Siegel gelangt Ihr in seine Privatgemächer.« Sie nimmt seine Hand und legt ihren Siegelring hinein. »Schließlich bin ich die Schwester von Englands beliebtesten Grafen und eine Großnichte der Königin. Das fällt doch ins Gewicht, oder?« Da ihr Tonfall unabsichtlich scharf klingt, sieht er sie unbehaglich an, als hätte sie ihn getadelt. Daraufhin wirft sie ihm ein Lächeln zu.

»Verwahrt das Siegel getrennt von dem Brief. Und gebt ihm dieses hier als weiteren Beweis.« Sie öffnet eine goldene Schatulle auf ihrem Schreibtisch, entnimmt ihr ein Miniaturporträt und reicht es ihm. Er betrachtet es einen Augenblick, seine Augen werden feucht.

»Hilliard ist Euch nicht gerecht geworden. Eure Schönheit ist viel größer.«

»Pah!«, sagt sie wegwerfend. »Schönheit ist lediglich Schönheit. Es sieht mir hinreichend ähnlich, um seinen Zweck zu erfüllen.« Sie sieht zu, wie er die Miniatur zusammen mit dem Brief sorgsam in sein Wams steckt.

Ihr Spaniel Hero kratzt nun bellend an der Tür, will hinaus; sie hören das scheppernde Hoftor, dann eiliges Hufgetrappel auf den Pflastersteinen und gereiztes Schreien. Als sie rasch ans Fenster treten, schwingt bereits die Tür auf, und ihre Gefährtin Jeanne stürzt mit gerötetem Gesicht und außer Atem ins Gemach. »Komm geschwind, dein Bruder ist verwundet«, ruft sie. Wegen ihres französischen Akzents mit dem sanften Zungenschlag dauert es einen Moment, bis die Wucht ihrer Worte zuschlägt.

»Was?« Panik steigt in Penelope auf. Rasch atmet sie tief ein, um der Angst Einhalt zu gebieten.

»Meyrick sagt, es sei ein Duell gewesen.« Jeanne ist aschfahl.

»Wie schlimm ist es?« Jeanne schüttelt nur den Kopf. Penelope greift mit einer Hand nach dem Ellbogen des Mädchens, rafft mit der anderen ihre Röcke und ruft Constable zu, der bereits die halbe Treppe hinuntergeeilt ist: »Schickt nach Doktor Lopez.«

»Wenn er verwundet ist, braucht er einen Wundarzt«, sagt Constable.

»Ich vertraue Lopez. Er wird wissen, was zu tun ist.«

Sie haben gerade die Halle erreicht, als Essex von zwei seiner Männer hereingetragen wird, vorweg die breite Gestalt des loyalen Meyrick. Sorge steht ihm im sommersprossigen Gesicht, seine Augen zucken unter unsichtbaren Wimpern. Er streicht sich durchs Haar, getrocknetes Blut klebt an seiner Hand.

»Eine Schüssel heißes Wasser«, ruft sie den Dienern zu, die sich gaffend zusammengeschart haben. Jeanne zittert, sie kann kein Blut sehen; darum schickt Penelope sie in die Wäscherei, sie solle Bandagen reißen.

Essex, der die Zähne zusammenbeißt, wird auf den Tisch gehievt, wo er sich halb liegend, halb sitzend auf die Ellbogen stützt, weil er sich keinesfalls niederlegen will.

»Nur ein Kratzer«, sagt er und zieht seinen Umhang beiseite, sodass Penelope den tiefen Riss in seinem Oberschenkel sehen kann und das Blut, das sein weißes seidenes Beinkleid bis hinunter zum Stiefel durchtränkt.

»Meyrick, Euer Messer«, bittet sie den Gefährten ihres Bruders.

Meyrick schaut sie misstrauisch an.

»Um seine Beinkleider aufzuschneiden. Was dachtet Ihr denn?« Sie zügelt ihren harschen Ton, der sich unwillkürlich in ihre Worte geschlichen hat. »Hier, helft mir mit seinen Stiefeln.« Sie umfasst eine Ferse mit beiden Händen und zieht das Schuhwerk sanft von seinem Fuß, während Meyrick sich am anderen zu schaffen macht. Dann greift sie zum Messer, zwickt die blutige Seide zwischen zwei Finger und hebt den Strumpf vorsichtig von der Wunde ab. Er klebt bereits fest, wo das Blut geronnen ist, sodass Essex zusammenzuckt und sich wendet. Dann fährt sie mit der Spitze der Klinge unter den Stoff

und schlitzt ihn vom Oberschenkel bis zum Knie auf, sodass sich nun das ganze Ausmaß der Verwundung zeigt.

»Es ist nicht so schlimm, wie ich befürchtet habe ... es ist nicht so tief. Du wirst es überleben.«

Sie küsst ihn zart auf die Wange und begreift erst jetzt, wie erleichtert sie ist.

Eine Zofe stellt eine Schüssel dampfend heißes Wasser neben sie und reicht ihr ein sauberes Stück Musselin.

»Blount, dieser Schuft«, stößt Essex hervor.

»Wer hat wen gefordert?«, fragt sie ihn und weiß doch, dass es das unbesonnene Gemüt ihres Bruders war, das die Auseinandersetzung herbeigeführt hat. Vorsichtig tupft sie die Wunde ab. Das Blut ist überraschend hell und fließt noch, doch sie sieht bereits, dass kein ernsthafter Schaden entstanden ist. Nur wenige Zentimeter höher in Richtung der Leiste, wo die Gefäße nur knapp unter der Haut sitzen, und die Geschichte wäre anders ausgegangen.

»Blount ist schuld.« Ihr Bruder klingt aufgebracht. Penelope hat Charles Blount ein-, zweimal aus der Entfernung bei Hofe gesehen. Er machte einen behutsamen, besonnenen Eindruck. Zudem ist er ein gut aussehender Mann, der mit Essex um die Aufmerksamkeit der königlichen Hofdamen wetteifert – und, viel wichtiger noch, um die Königin selbst. Sie hat gehört, dass Blount die eine oder andere Gunst gewährt wurde, und weiß nur zu gut, wie ihr Bruder ist. Er möchte der einzige Stern am Firmament der Königin sein. »Er hat angefangen!«

»Robin, du bist dreiundzwanzig, nicht dreizehn.« Ihre Stimme ist nun sanft. »Dein Temperament wird dich noch in ernsthafte Schwierigkeiten bringen.« Penelope ist zwar nur knapp drei Jahre älter als er, aber sie hat sich stets sehr viel älter gefühlt. Sie bemerkt seine Empörung, dass er dieses unbesonnene Duell verloren hat, da er sich doch für den besten aller Fechter des Landes hält. Am liebsten würde sie ihm erklären, er habe großes Glück gehabt, mit einer so leichten Verletzung davongekommen zu sein, doch sie tut es nicht. »Die Königin wird davon erfahren. Sie dürfte darüber nicht glücklich sein.«

»Wer sollte es ihr sagen?«

Sie antwortet nicht. Sie beide wissen, dass es unmöglich ist, irgendwo im weiten Europa zu niesen, ohne dass Robert Cecil es herausfindet und der Königin davon berichtet, ehe man selbst auch nur zum Taschentuch gegriffen hat.

»Du musst dich zwei, drei Tage ausruhen«, sagt sie zu ihm, als sie das Stück Stoff in die Schüssel tunkt, wo das Blut sich im sauberen Wasser zu hellroten Schwaden bläht. »Und deine amourösen Ränke werden für etwa eine Woche ruhen müssen.«

Mit stillem Amüsement sehen sie sich an, als er eine Pfeife aus seinem Wams zieht und Tabak in den Köcher stopft.

Doktor Lopez trifft ein und geht nach kurzen Begrüßungsworten ans Werk. Er stäubt einen Messbecher weißen Puders in die klaffende Wunde, »um den Blutfluss zu stillen«, wie er sagt; und er hält Essex ein Stück Holz hin, damit er darauf beiße.

Essex lehnt es ab, bittet aber Meyrick, er möge ihm die Pfeife anzünden, und sagt, es lenke ihn mehr ab, wenn er dem Gesang seiner Schwester lauschen könne. Also beginnt Penelope zu summen, als Lopez eine Darmsaite durch ein Nadelöhr fädelt. Essex bläst Rauchwolken aus den Nasenlöchern und erscheint ganz gelassen, als die Nadel mehrmals in sein Fleisch sticht und die Wundräder zusammenzieht.

»Eure Gabe zu nähen kann es mit den Stickerinnen der Königin aufnehmen«, sagt Penelope, als sie die feine Naht bewundert.

»Diese Fähigkeit habe ich auf dem Schlachtfeld erworben.« Väterlich legt er ihr seine Hand auf den Rücken und tritt mit ihr einige Schritte beiseite. Mit seinem kurzen dichten Haar und dem Bart, grau vom Alter, sowie dem Lächeln, das seine Augenwinkel fältelt, wirkt er wie die Aufrichtigkeit in Person. »Sorgt dafür, dass er sich ruhig verhält und das Bein hochlegt.«

»Ich werde mir alle Mühe geben«, entgegnet sie. »Aber Ihr wisst, wie er ist.« Sie hält inne. »Und ...«

»Es wird nicht verbreitet, my Lady«, sagt Lopez, als läse er ihre Gedanken.

»Ich danke Euch, Doktor.« Nicht zum ersten Mal empfindet sie

Dankbarkeit gegenüber Lopez. Hätte es ihn nicht gegeben, hätte sie ihr erstes Kind verloren.

Später versammeln sie sich um den Kamin und lauschen Constable, der ein neues Gedicht vorträgt.

*Die Liebste färbt die Rosen rot, wo sie sich zeigt,
Weil sie bei ihrem Anblick gleich erröten.*

Penelope muss an ihren Brief an König James denken, der im Wams dieses Mannes steckt, und stellt sich vor, wie er über die große Straße nach Norden reitet, um ihn zu überreichen. Leise Angst und Aufregung wegen dieser Heimlichkeit jagen ihr einen Schauer über den Rücken.

*Und blass vor Neid wurden die Lilienblüten,
Beschämt von ihrer schönen Hände Weiß.*

»Ihr wechselt hier das Tempus, Constable«, bemerkt Essex, dessen Bein auf einem Stuhl ruht. »Es sollte heißen, blass werden.«

»Nun necke ihn nicht«, sagt Penelope. »Es ist sehr hübsch.« Sie zwinkert dem Dichter zu.

»Es ist hinreißend«, pflichtet Jeanne bei, die einen Augenblick mit der Nadel zwischen Daumen und Zeigefinger aufblickt. Ihre Hände sind zart – klein wie die eines Kindes – und fügen sich bestens zu ihrer Gestalt. Die beiden Frauen sticken eine Reihe Stockrosen auf den Saum eines Unterkleids, sie haben jeweils an einem Ende begonnen und wollen sich in der Mitte treffen. Doch Penelopes Aufmerksamkeit ist abgeschweift, und ihre Nadel hängt müßig am Faden. Essex' Neckerei hat den armen Dichter zum Schweigen gebracht; unbeholfen steht er nun vor ihnen und ist unsicher, ob er seinen Vortrag fortsetzen soll. Sonderbar, dass er so dünnhäutig ist, denkt Penelope, schließlich hat er Walsingham lange Zeit als Geheimagent gedient. Und zu dessen Spionagenetz zu gehören erfordert Mut.

»Wir würden gerne den Rest hören«, sagt sie, etwas abgelenkt durch Meyrick, der ins Gemach tritt und Essex einen Brief überreicht, der, so scheint es, das königliche Siegel trägt.

Constable räuspert sich und schaut zu Essex, der den Brief aufreißt.

*Die Sonnenblume reckt sich himmelwärts,
Der Liebsten Macht strahlt wie die Sonne groß.*

Penelope hört nicht mehr zu und beobachtet, dass die Wangen ihres Bruders sich röten. Er knüllt das Papier zusammen, wirft es ins Feuer und murmelt: »Ich bin vom Hof verbannt. Wegen Ungehorsams. Huh! Sie meint, es sei an der Zeit, dass mir jemand bessere Manieren beibringt.«

»Einige Wochen fern vom Hof sind vielleicht nicht schlecht«, sagt Meyrick. »Ihr wollt doch diese Verletzung nicht offen zeigen. Die Leute könnten Euch dafür verhöhnen.«

Wie gut Meyrick mit meinem Bruder umgeht, denkt sie. Aber schließlich sind die beiden seit ihrer Kindheit eng befreundet.

Essex seufzt niedergeschlagen.

*Das Veilchen überfließt es purpurrot
Von lauter Blut – dies Blut vergoss mein Herz.*

Ein Diener streckt den Kopf durch die Tür und nickt Meyrick zu, woraufhin dieser zu ihm geht und den Worten des Knaben lauscht, ehe er sich wieder zu Essex setzt und ihm die geflüsterte Botschaft weitergibt.

»Blount!«, ruft Essex. »Was zum Teufel denkt er sich, dass er hier auftaucht?«

Penelope hebt die Hand, damit Constable innehält, und wendet sich ihrem Bruder zu. »Ich nehme an, er kommt, um uns die Ehre zu erweisen und sich davon zu überzeugen, dass es dir wieder gut geht. Er kommt nur aus Respekt. Dessen bin ich mir sicher.«

»Respekt? Dieser Mann hat keinen.«

Meyrick legt seine große Hand fest auf die Schulter ihres Bruders. »Überlasst Blount mir.« Penelope sieht, wie sich das Muskelpaket im Nacken des Mannes anspannt und eine Spur von Brutalität in seinen Augen unter den wimpernlosen Lidern aufblitzt.

»Du *solltest* ihn hereinbitten, Robin«, sagt sie. Essex schiebt Meyricks Hand von seiner Schulter und hievt sich mühsam aus seinem Sessel. »Was tust du? Du sollst das Bein doch hochlegen.«

»Wenn ich diesen Schurken schon empfangen soll, will ich ihm nicht die Genugtuung gönnen, mich wie einen ängstlichen Trottel dasitzen zu sehen.« Er humpelt hinüber zum großen Porträt des verstorbenen Grafen von Leicester, als könnte ihm sein illustrierter Stiefvater Kraft verleihen. Mit einer erhobenen Hand, seine Finger berühren den goldenen Rahmen, stellt er sich hin. Seine Augen glühen, was Penelope beunruhigt. Sie hat diesen Blick schon viele Male an ihm gesehen, und meistens bedeutet er den Auftakt zu tiefer Melancholie. Das ist Essex: loderndes Feuer oder bleischweres Herz, dazwischen gibt es nichts. »Schickt den Halunken herein.«

Als Meyrick das Gemach verlässt, um Blount hereinzubitten, sieht Penelope, dass er sich noch immer nicht das Blut von der Hand gewaschen hat.

Blount tritt ein, beugt sofort das Knie und zieht seinen Hut. »Vergebt mir, my Lord, sollte ich Eure Ruhe stören. Aber ich bin hier, um Euch Anerkennung zu zollen und Euer Schwert zurückzubringen.«

»Mein Schwert?«

»Es war zurückgeblieben, my Lord.«

»Wo ist es?«

»Einer meiner Männer draußen hat es. Ich hielt es nicht für angemessen, Euch bewaffnet gegenüberzutreten.«

»Ihr fürchtetet wohl, das könnte die nächste Auseinandersetzung heraufbeschwören«, sagt Essex und fügt dann widerwillig an: »Ihr habt gut daran getan, Blount.«

»Zum Duell, my Lord«, sagt Blount. »Es war ausschließlich Zufall,

dass meine Klinge Euch traf. Ihr hattet die Oberhand. Ich hätte die Wunde davontragen müssen.«

Penelope fällt mit einem Mal auf, dass sie ihn anstarrt, und wendet rasch den Blick ab.

»Steht auf, Mann«, sagt Essex. »Nicht notwendig, dass Ihr meinetwegen länger kniet.«

Penelope meint, den Anflug eines Lächelns in den Mundwinkeln ihres Bruders zu entdecken. Sie weiß nur allzu gut, wie sehr ihm die Darbietung von Unterwürfigkeit gefällt. »Gebt unserem Gast etwas zu trinken, und ich möchte auch etwas.«

Meyrick füllt aus dem Weinkrug auf dem Tisch zwei Becher, reicht einen seinem Herrn und den anderen Blount, der ihn erhebt und fragt: »Pax?«

»Pax«, bestätigt Essex. Sie leeren die Becher in einem Zug, er ein wenig zögerlicher als der andere Mann. Aber die Etikette verlangt, dass die Zurückweisung von Blounts Ritterlichkeit Anlass für ein weiteres Duell wäre.

Penelopes Blicke wandern wieder zu Blount; sie betrachtet seinen Haarschopf, dunkel wie der eines Arabers, seine feinen Gesichtszüge und seine warmen dunklen Augen. Er sieht besser aus, als sie ihn sich vorgestellt hatte. Er trägt keine Halskrause, nur einen flachen Kragen aus Spitze und ein Wams aus gefältem Satin, angenehm schlicht. Bestimmt hat er sein Gewand sorgfältig gewählt, um Essex nicht in den Schatten zu stellen. Also ist er auch ein Diplomat. Doch ein einzelner Ohrring an seinem linken Ohrläppchen verleiht ihm einen reizvollen Hauch von Verwegenheit. Dieser Mann wäre ein guter Verbündeter für ihren Bruder, denkt sie und will später mit Essex darüber sprechen; sie will ihm begreiflich machen, dass nicht Männer wie dieser seine Feinde sind. Sondern dass er sich vor Männern wie Cecil und Raleigh hüten müsse, die mächtige Gefolgschaften und das Ohr der Königin haben, Männer, die ihn verdrängt sehen wollen. Im Übrigen würde sie Blount gerne öfter in Essex' Haus sehen. Als er just in diesem Augenblick zu ihr schaut, spürt sie Röte in sich aufsteigen, als könnte er ihre Gedanken erraten.

»Kennt Ihr meine Schwester?«, fragt Essex.

»Es ist mir eine Ehre, die Lady kennenzulernen, die Inspiration zu herrlicher Dichtung bot.« Wieder beugt er das Knie und nimmt ihre Hand.

Sie fragt sich, ob er seinen Charme, von dem er offensichtlich überreichlich hat, nicht zu dick aufträgt. Sie versteht, warum die Königin ihm ihre Gunst schenkt. Doch als er zu ihr aufschaut, entdeckt sie nichts als Aufrichtigkeit in seinem Blick.

»Sidneys Sonette sind ohnegleichen, my Lady. Sie haben mich bisweilen sehr bewegt.«

»Und was gibt Eurer Vermutung Anlass, *ich* könnte in Sir Philips Gedichten gemeint sein?« Oft hat sie erstaunt, welcher Ruhm der Muse eines großen Dichters zukommt, denn er scheint so wenig mit ihr zu tun zu haben und so viel mehr mit Sidney. Was ist eine Muse, hatte sie sich oft gefragt – nicht mehr als eine Sinnbild.

Ihr Bruder lacht auf. »Jeder weiß, dass du und Stella ein und dieselbe seid.«

»Als die Natur ihr Hauptwerk, Stellas Augen, schuf/Warum nur hüllte sie in Schwarz das helle Strahlen?«, rezitiert Blount ruhig. »Ich erkenne Euch an der Ähnlichkeit mit diesen Versen, my Lady.«

»Nun, das ist doch *wahre* Dichtung«, sagt Essex, was den armen Constable unruhig werden lässt.

»Sidney ist unübertrefflich«, ruft der verlegene Dichter.

»Genug«, erklärt Essex. »Meyrick, bring mir mein Schwert. Es ist jenes, das Sidney mir geschenkt hat.«

»Und ich bin mir sicher, er wollte nicht, dass du damit Duelle ausfuchst«, sagt Penelope, die unbeschwert bleiben möchte; aber all die Plauderei über Sidney lässt schmerzliche Erinnerungen in ihr wach werden, an das Mädchen, das sie vor acht Jahren war. Sie erinnert sich, wie sie an den Hof kam; damals dachte sie, dort herrsche nur Liebestreiben und vergnügtes Intrigenspinnen. Die Frau, die sie heute ist, beherrscht, verschlossen und politisch denkend, unterscheidet sich von diesem Mädchen wie ein Hühnerei von einer Auster.

November 1589
Theobalds, Herfordshire

Der Mann zieht sein Baret und verbeugt sich tief, während seine Blicke unet st umherschweifen, was ihn einem Nagetier ähneln lässt. Er muss unterwegs gewesen sein, denn Lehm spritzer reichen ihm bis zur Taille, und seine Schultern sind dunkel vor Nässe.

Cecil betrachtet ihn von seinem Schreibtisch aus, wo er Gegenstände zurechtrückt, die Tintenfässchen jeweils genau drei Zentimeter voneinander entfernt, die Wirtschaftsbücher von groß nach klein geordnet, und er dreht die Federkiele in ihrem Gefäß so, dass alle Federn in dieselbe Richtung zeigen. Da das Fenster hinter seinem Stuhl liegt, sind seine Gesichtszüge nur schwer zu erkennen. Der Tisch steht absichtlich so, damit Besucher im Nachteil sind. Cecil ist sich sehr wohl bewusst, dass seine Person nicht ausreichend imposant wirkt für das Amt, zu dem er berufen ist. Doch im Laufe der Jahre hat er verschiedene Tricks gelernt, um diesen Mangel auszugleichen. »Schließt die Tür.«

Der Mann tut, wie ihm geheißen.

»Ich hoffe, man hat Euch nicht gesehen.« Cecil bietet ihm Platz an. Der Regen muss aufgehört haben, denn ein heller mittäglicher Sonnenstrahl fällt auf das Gesicht des Mannes, sodass er seine Augen mit einer Hand abschirmen muss.

»Nein, Sir. Ich habe größte Vorsicht walten lassen, um sicherzugehen, dass mir niemand folgt. Ich habe die Pferde in Ware gewechselt, von dort habe ich die Straße nach London genommen und bin zurückgekehrt ...«

»Die Einzelheiten interessieren mich nicht«, unterbricht ihn Cecil und sieht, dass der Kerl mit der anderen Hand sein Baret umklammert, als hinge sein Leben daran. »Ich hoffe aufrichtig, dass Walsingham nichts von unserem Treffen weiß.«

»Aber ich hatte den Eindruck, Walsingham stehe auf unserer Seite.«

»Hört mir zu. Es gibt kein ›auf unserer Seite‹ und kein ›nicht auf unserer Seite‹ und schon gar kein ›unser‹. Es geht lediglich darum,

dass ich stets weiß, was vor sich geht. Mein Vater und ich dienen den Interessen der Königin, und dies erfordert...«, er hält inne, dreht seinen Ring zurecht, sodass der große Smaragd nach vorne zeigt, »...größtmögliche Diskretion.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Nun, in Eurem Brief habt Ihr zu verstehen gegeben, dass es gewisse Vorgänge am schottischen Hof gibt. Ist die Vermählung des Königs mit der dänischen Prinzessin ordentlich besiegelt? Gab es keine Probleme mit der...«, er räuspert sich, »...mit der Vollziehung?« James' von Schottland Neigung zu jungen Männern ist kein Geheimnis, und es gab Momente, in denen Cecil hoffte, dies könnte James' Anspruch auf den englischen Thron vereiteln. Es gibt weitere Anwärter für die englische Krone, die Cecil und sein Vater im Auge haben – die vielleicht lenkbarer wären.

Cecil bemerkt, dass ihm der Mann aufmerksam auf die Hände sieht. Er verschränkt die Arme vor der Brust, sodass sie vor seinem Blick verborgen sind. Seine Hände sind klein mit hässlichen spachtelförmigen Fingern; er ist seit jeher der Meinung, sie vermitteln einen falschen Eindruck von ihm. Als junger Mann hatte er sich nach Händen gesehnt, die einen breiten Säbel schwingen könnten, nach Händen wie die des Grafen von Essex.

»Nein, Sir. Das Ganze wurde offenbar vollzogen, wie es sich gehört. Die Prinzessin, nun ja, die Königin, scheint ganz vernarrt. Ich habe das blutige Laken mit eigenen Augen gesehen.«

»Dann seid Ihr also zu der Vermählung nach Oslo gereist?« Cecil ist beeindruckt und fragt sich zugleich, wie es diesem Wiesel von Mann, der so wenig Charme besitzt, nur gelungen ist, sich bei den königlichen Hochzeitsfeierlichkeiten einzuschmuggeln.

»Ja, ich habe mich angenähert an...«

»Ich weiß«, unterbricht ihn Cecil. Er weiß es zwar nicht, aber ihm ist klar, dass es den Mann auf Trab hält, wenn er glaubt, er werde beobachtet.

»Aber da ist noch etwas.« Der Mann hat sich vorgebeugt und spricht nun ganz leise.

»Noch etwas?« Cecil geht in Gedanken alle Möglichkeiten durch.
»Bezüglich?«

»Bezüglich Essex' Schwester.«

Cecil kann seine Verwunderung nicht verhehlen. Es gefällt ihm nicht, mit Informationen überrascht zu werden, von denen er bislang kaum eine Ahnung hatte. »Was hat *sie* mit James von Schottland zu tun?«

»Sie hat Annäherungsversuche gemacht – hat dem König freundschaftliche Briefe geschrieben.«

»Freundschaftliche Briefe?«

»Vielleicht ist es auch vielschichtiger. Sie hat verschlüsselte Namen benutzt.«

Cecil's Neugier ist hellauf geweckt. »Sprecht weiter.«

»Sie hat einen blumigen Stil, doch der allgemeine Eindruck, den ich habe gewinnen können – ich konnte doch nur einen kurzen Blick auf die Briefe werfen –, ist, dass sie ihm nahelegt, falls es dazu kommen sollte – so waren ihre Worte: ›falls es dazu kommen sollte‹ –, könne James auf ihre Unterstützung zählen und folglich auch auf die ihres Bruders.«

»Das klingt nach dummen Spielereien.« Cecil achtet darauf, ruhig zu bleiben, und schützt Nonchalance vor; aber er spürt das Prickeln unter seiner Haut und fühlt sich wie ein Hund, der die erste Witterung eines Hirschs aufnimmt. »Ich vermute, sie hat es bei Zweideutigkeiten belassen.«

»Wenn Ihr wissen wollt, ob sie sich selbst belastet hat, indem sie den Sturz unserer Monarchin andeutet. Nein, das hat sie nicht getan.«

Doch die verschlüsselten Namen weisen auf etwas Heimtückisches hin, denkt Cecil. »Und wer war der Überbringer?«

»Der Dichter Henry Constable, Sir.«

»Ach, Constable. Er hat früher einmal für *mich* gearbeitet. Offenbar umschwirren Dichter diese Lady wie Fliegen den Dreck. Es ist mir ein Rätsel. Vermutlich tat er es aus *Liebe*.« Sein Abscheu ist offenkundig. Cecil ist kein Mann, der der Liebe verfällt. Doch er ist un-

aufrichtig, denn es beeindruckt ihn etwas jenseits der augenfälligen Schönheit der Dame. Er beobachtet sie seit vielen Jahren – sie haben dasselbe Alter; sie sind gemeinsam am Hof aufgestiegen. Sie ist eine Frau mit einem untrüglichen Instinkt, die sich zur rechten Zeit am rechten Ort befindet und der ein Pragmatismus eigen ist, den man ansonsten nur bei einem Mann findet. Sie wäre vollkommen, hätte sie nicht diesen Bruder, Essex.

Allein bei dem Gedanken an Essex stellen sich Cecil die Nackenhaare auf. Nach dem Tod des ersten Grafen war der Knabe im Haushalt der Cecils aufgewachsen. Er erinnert sich noch gut daran, wie der junge Devereux bei ihnen ankam und aus dem Sattel sprang, noch ehe das Pferd stehen geblieben war. Essex schenkte Cecil – der nur halb so groß, aber zwei Jahre älter war als er und krumm wie eine Wendeltreppe – kaum einen Blick.

Sein Vater hatte ihm eingeschärft, es sich mit dem Kuckuckskind in ihrem Nest nicht zu verderben. Da hörte er zum ersten Mal, dass königliches Blut in Essex' Adern fließe. Nicht bloß ein Stammbaum, der in vier geraden Linien zurück zu Edward III. führt, sondern Tudor-Blut – denn es hieß, dass Essex' Urgroßmutter, die Hure Mary Boleyn, Henry VIII. ein Kind gebär, und dieses Kind war Lady Knollys, Essex' Großmutter. Cecils Vater wusste es wiederum von seinem Vater, der königlicher Kammerherr gewesen war und das Vertrauen des Königs genoss. »Wenn königliches Blut aus zwei Quellen in einen einzigen Sohn fließt, kann das Gefahr bedeuten«, hatte sein Vater ihm gesagt. »Darum stelle dich gut mit ihm, aber behalte ihn stets im Auge.«

Cecil *hat* ihn beobachtet, hat beobachtet, dass er sich wie eine Weinranke um die Königin schlingt, dass die Königin in seiner Gegenwart milder wird und ihn seit Leicesters Tod begünstigt wie niemand anderen. Die Klatschmäuler bezeichnen ihn als ihren Geliebten, doch Cecil weiß es besser – er ist nicht ihr Bettgenosse, er ist der Sohn, den sie nie haben wird. Und eine Mutter ist einem Sohn gegenüber nachsichtig, wie sie es mit einem Geliebten nie wäre.

Doch die Gedanken an die Schwester kann er nicht auslöschen.

Er denkt an den Moment, als er Penelope Devereux zum ersten Mal sah; es war der Tag, als sie bei Hofe vorgestellt wurde. Ihre Schönheit hatte ihm den Atem geraubt. Monatelang hatte er kaum an etwas anderes denken können, und des Nachts liebte er sich selbst zu Bildern von ihr, die sein Kopf erschuf. An jenem Tag hatte sie ihn angelächelt – er erinnert sich, als wäre es gestern gewesen, an dieses schamerfüllte, pochende Erröten, das dieses Lächeln in ihm ausgelöst hatte –, und was für ein Lächeln, eines, welches das Dunkel der Hölle ausleuchten könnte. Sie hatte gelächelt, während doch alle anderen jungen Frauen, denen er je begegnet war, ihn mit kaum verhohlenem Ekel ansahen. Doch in all den Jahren seither bewundert Cecil weit mehr als dieses hochherzige Lächeln, denn hinter ihrem berühmten Charme verbirgt sich ein großartiger Scharfsinn. Manche halten dies für eine gefährliche Eigenschaft bei einer Frau.

Teil I

DAS EI

Als die Natur ihr Hauptwerk, Stellas Augen, schuf,
Warum nur hüllte sie in Schwarz das helle Strahlen?
Wollte sie feinsten Schein, wie's weise Maler tun,
Wo Licht mit Schatten spielt, schwarz-glänzend untermalen?
Oder geschah's, daß sie den dunklen Ton erfand,
Zur Stärkung und zum Trost für unsren schwachen Blick,
Damit, wenn schleierlos das schöne Auge flammt,
Der sonnengleiche Strahl nicht blendet statt entzückt?
Oder galt es, die eigne Wundermacht zu zeigen,
Und, da man meint, Schwarz sei der Schönheit Widerpart,
Grade in Schwärze alles Schöne zu vereinen?
All dies, und mehr: darauf bedacht, daß Amor dort
Für immer weilt, verlieh sie ihm dies Trauerkleid,
Und ehrt jeden, der für sie stirbt aus Liebesleid.

Sir Philip Sidney, *Astrophil und Stella*

Januar 1581
Whitehall

Als sie zum ersten Mal das Kleid anprobiert hatte, das sie zum Empfang bei der Königin tragen sollte, war es ihr unglaublich prächtig erschienen. Aber dort in der Langen Galerie von Whitehall hatte es sich in etwas Unpassendes verwandelt – zu schlicht, zu puritanisch.

Auf ihrem Weg listete die Gräfin Vorschriften auf. »Bleib auf den Knien, bis sie dir bedeutet, dass du dich erheben darfst. Schau sie nicht an. Sprich nicht, ehe sie dich nicht dazu auffordert.«

Penelope wollte einhalten und dem Gesang lauschen, der leise aus der Kapelle drang, wo der Chor probte. Am Tag zuvor hatten sie dort nach ihrer Reise gebetet; und die Musik hatte sich tief in ihren Leib gesenkt, sich in ihm ausgedehnt, bis sie ihre eigenen Grenzen nicht mehr wahrnahm. Niemals zuvor hatte sie solch einen Chor gehört. Vierzig Stimmen – sie hatte sie gezählt –, jede sang einen anderen Part, die sich dann wieder vereinten, als wären sie eine einzige. Das musste der Klang des Himmels sein, denn nichts auf Erden kann sich so eng ums Herz legen, dass einem aus reiner Freude der Atem stockt. Der Graf und die Gräfin von Huntingdon ließen in ihrer Kapelle keine Musik zu; sie sagten, sie lenke ab von der inneren Einkehr und von der Verbindung zu Gott.

»Trödel nicht so, Penelope.« Die Gräfin umklammerte ihr Handgelenk so fest, dass sie fürchtete, ihr Zugriff könnte einen blauen Fleck hinterlassen.

Rasch gingen sie an den Porträts vorbei, zu rasch für Penelope,

als dass sie hätte sehen können, ob sie Mitglieder ihrer Familie darunter entdeckte. Die Gräfin herrschte Flaneure vor ihnen an, sie sollten Platz machen. Die Gewänder der Damen waren auf eine Weise geschnitten, wie Penelope es noch nie gesehen hatte; mit Blumen und Vögeln bestickte Mieder, die sich spitz zu einer Wespentaille verengten; Röcke, die sich so ausladend bauschten, dass nicht zwei Damen nebeneinander über den Korridor gehen konnten, ohne sich abzusprechen. Manche trugen hauchzarte Stoffe, die sich hinter ihrem Kopf wie Libellenflügel blähten. Sie wollte sie genauer betrachten, wollte sehen, wie sie gearbeitet waren, ob es Draht war, der sie hielt, oder Magie. Die Gräfin bevorzugte schlichte Gewänder, und das dunkelgrüne Samtkleid, das Penelope trug, legte Zeugnis davon ab. Obgleich es schön geschneidert war, hatte es nichts von der Pracht dieser anderen Gewänder; und selbst die karmesinroten Satinärmel, die sie vor wenigen Stunden noch entzückt hatten, konnten den tristen Eindruck nicht mildern. »Der Herr schätzt den übermäßigen Luxus nicht«, sagte ihre Ziehmutter gern.

Penelope sehnte sich in diesem Augenblick nach einem blumenbestickten Mieder, nach Libellenflügeln und einem mit Edelsteinen besetzten Federfächer statt nach dem Gebetbuch, das an ihrem Gürtel hing.

»Grüße niemanden, es sei denn, du wirst dazu aufgefordert. Deine Onkel werden anwesend sein, dein Stiefvater...« – bei dem Wort »Stiefvater« verzog sie das Gesicht verächtlich; schon vor langer Zeit war Penelope aufgefallen, dass Lady Huntingdon Leicester nur selten »Bruder« nannte, und fragte sich, warum – »... deine Großmutter Knollys, einige deiner Cousins, aber du schaust sie nicht an. Es muss so sein, als wäre die Königin die einzige Menschenseele im Saal.« Dann blieb sie stehen und musterte Penelope von oben bis unten, zupfte ein Fädchen von ihrer Schulter und rückte die schlecht geschnittene Haube zurecht. »Und was immer du auch tust, erwähne deine Mutter nicht.«

Penelope vermisste ihre Mutter. *Sie* hätte sie niemals in ein so schlichtes Kleid gesteckt. *Sie* wäre eine Weile stehen geblieben, um

der Musik zu lauschen. Sie stellte sich vor, statt ihrer Ziehmutter wäre ihre wunderschöne Mutter, Lettice Knollys, Gräfin von Leicester, an ihrer Seite. *Sie* hätte ihr eine Schmuckgarnitur geliehen und ihr mit Perlen besetzte Nadeln ins Haar gesteckt. Aber Lettice durfte bei Hofe nicht einmal erwähnt werden – als existierte sie gar nicht.

Penelope spürte Zorn in sich aufsteigen, Zorn im Namen ihrer Mutter – und im Namen ihrer ganzen Familie. Sie hörte sie sagen, als wäre es erst gestern gewesen und nicht schon vor fünf Jahren, als sie die Nachricht vom Tode ihres Vaters erreichte: »Diese Frau hat deinen Vater umgebracht.« Sie erinnerte sich an ihre Bestürzung, denn ihr Vater weilte, als er an der Ruhr starb, im Dienst der englischen Armee in Irland. Erst als sie alle Puzzlesteine zusammengelegt hatte, hatte sie begriffen, dass ihre Mutter mit »dieser Frau« die Königin gemeint hatte.

Für gewöhnlich war Penelope stolz auf ihren Mut, aber nun, als die Tür zu den Privatgemächern der Königin bedrohlich näher rückte, fühlte sie, dass er sich wie eine Perle in Essig auflöste.

»Hör zu, Penelope. Du magst ja die Patentochter der Königin sein, aber sie wünscht kein flatterhaftes Mädchen in ihrem Haushalt, auch wenn es hochwohlgeboren ist. Du musst achtgeben. Wir warten innen an der Tür. Nähere dich ihr nicht, bis sie uns heranzinkt. Sprich sie mit ›Euer Majestät‹ an, auch wenn andere es nicht tun – es ist ein Zeichen des Respekts. Wenn sie dich nach deinem Zeitvertreib fragt, antworte ihr, dass du gerne das Evangelium liest, und sprich nicht vom Kartenspiel.« Sie musste wohl an den Stapel Karten gedacht haben, den sie Penelope und ihrer jüngeren Schwester Dorothy weggenommen und ins Feuer geworfen hatte. Penelope wünschte, ihre Schwester wäre bei ihr, aber die Gräfin hatte es für besser gehalten, sie bleibe zu Hause. »Und habe ich bereits gesagt, dass du deine Mutter nicht erwähnen sollst?«

»Ja, my Lady.« Wieder verspürte sie den Zorn und erstickte ihn, indem sie sich in Gedanken dem letzten Wunsch ihres Vaters zuwandte, der sie mit Philip Sidney verlobt hatte; sie hoffte, ihn hinter jener Tür anzutreffen. Sie versuchte, ihn in sich heraufzubeschwören,

aber sie hatte ihn nur ein einziges Mal gesehen, und das war bereits sechs Jahre her. Damals hatte er kaum Notiz von ihr genommen, aber warum auch sollte ein stolzer, bereits volljähriger junger Mann ein Mädchen von nicht einmal dreizehn Jahren bemerken, selbst wenn sie eine Verwandte der Königin ist? Sein Gesicht, so erinnerte sie sich, war fein geschnitten, mit einer geraden Nase und übersät mit kleinen Pockennarben, die ihn noch interessanter aussehen ließen, als hätte er Erfahrungen durchlebt, die sie sich nicht einmal vorstellen konnte.

Ein anderer Wunsch ihres Vaters war, seine Töchter der Obhut seines Verwandten, des Grafen von Huntingdon, anzuvertrauen; ein Wunsch, den die Königin offenbar gutgeheißен hatte und der zu respektieren war. Als sie ihre Mutter flehentlich um eine Erklärung gebeten hatte, hatte Lettice die Handflächen zum Himmel gedreht und den Kopf geschüttelt. »Es war der Wille deines Vaters. Ich habe kein Mitspracherecht. Im Übrigen ist es eine gute Chance für euch Mädchen. Die Huntingdons haben großen Einfluss auf die Königin.« Ihre Stimme brach. Penelope hatte akzeptieren müssen, dass es manche Dinge gab, die sie vielleicht niemals in Gänze verstehen würde. Als sie an ihrem schlichten Kleid hinunterschaute, fühlte sie sich mit einem Mal völlig verloren.

»Penelope, deine Tagträumerei treibt dich noch einmal in den Untergang.« Die Gräfin zwickte sie genau in dem Augenblick schmerzhaft in den Handrücken, als sich vor ihnen die große Tür auftat.

Gemeinsam traten sie ein und blieben an der Tür stehen. Die Königin war von Kopf bis Fuß in Gold gekleidet, und Leicester, der neben ihr stand, hatte eine besitzergreifende Hand auf die Rückenlehne ihres Stuhls gelegt. Penelope senkte zwar den Blick, musste aber unwillkürlich zu den Zofen der Königin spähen, die, ganz in Weiß gehüllt, wie eine Engelsschar aussahen. Nun hasste sie ihr grünes Samtkleid und stellte sich die Genugtuung vor, es von oben bis unten aufzuschlitzen. Indessen heftete sie den Blick auf ein Astloch im Holzboden, das sie wie ein Auge anzustarren schien.

Nach einer gefühlten Ewigkeit sagte die Königin: »Ah, Lady Hun-

tingdon. Lasst Uns Euer Mündel genauer ansehen.« Als die Gräfin sie vorschubste, richtete Penelope den Blick auf die Hände der Königin, was ihr Halt zu geben schien. Ihre Schönheit erstaunte sie; sie sahen nicht aus wie die Hände einer fast Fünfzigjährigen – ein Alter, das Penelope unfassbar hoch vorkam. Als sie schließlich die Stelle erreicht hatte, wenige Zentimeter vor den Röcken der Königin, wo laut den Anweisungen der Gräfin der rechte Ort war, sank sie auf die Knie und schaute dabei noch immer auf diese Hände. Aus der Nähe sah sie nun die Ringe, die ihre Finger schmückten: einen riesigen Rubin, den sie wohl küssen würde – sollte sich die Gelegenheit ergeben –, einen rechteckigen Diamanten in einer emaillierten Fassung und erstaunlicherweise einen hoch gewölbten Krötenstein, der neben seinen majestätischen Nachbarn hässlich wirkte. Penelope fiel ein, dass der Krötenstein als Schutz vor Gift galt, war sich jedoch nicht ganz sicher.

»Näher«, forderte die Königin; Penelope rutschte unbeholfen auf den Knien heran und sah, dass sich ihr eine Hand entgegenstreckte und ihr Kinn anhob.

Die Brust der Königin war über und über mit Perlen geschmückt und ihr Gesicht mit weißer Bleipaste geschminkt, die in die Fältchen um die Augen und den Mund herum gekrochen war. Als sie nun lächelte, entblößte sie kurz ihre Zähne, deren Farbe an Hammelfleisch erinnerte.

»Lady Penelope Devereux«, sagte sie, als sie aus ihren umschatteten braunen Augen auf sie niederblickte, wobei sie blinzelte, als sähe sie schlecht. »Wie alt seid Ihr?«

»Ich bin achtzehn, Euer Majestät.« Penelope brachte kaum ein Wispern heraus.

»Also nicht mehr ganz so jung.« Die Königin blickte ernst, als stelle sie in ihrem Kopf eine Rechnung auf. »Wir hören, Ihr singt gut. Stimmt das?«

»Es heißt, ich hätte eine brauchbare Stimme, Euer Majestät.« Sie bemerkte, dass ihr nun alle lauschten, als hätte sie etwas Wichtiges zu sagen.

»Bei einem solchen Aussehen ist es ohne Bedeutung, ob Ihr es könnt oder nicht«, gab sie zur Antwort. Dann beugte sie sich so weit vor, dass Penelope ihren Moschusduft roch – die Erinnerung an ihre Mutter überkam sie, die sich an Abenden, wenn Gäste zum Essen erwartet wurden, Moschus auf den Hals und die Handgelenke rieb. »Mit diesem Gesicht werdet Ihr Neid bei meinen Zofen entfachen. Und sollte Eure Stimme auch nur halb so lieblich sein, dann bricht die Hölle los.« Obgleich sie ihre Hand nah vor Penelopes Ohr hielt, war es nur der Anschein von Diskretion, denn die engelsgleichen Zofen, die sich neugierig um sie versammelt hatten, hörten jedes Wort. Die Königin wirkte amüsiert.

Ein leises Lachen gluckste in Penelope auf; ihr gefiel das Kompliment mehr, als es durfte, und sie freute sich über das kleine Spiel der Königin, das sie in den Mittelpunkt von etwas stellte, das sie nicht ganz verstand. Gewiss hieß die Gräfin dieses Lachen nicht gut.

Die Königin ergriff nun Penelopes Hände. »Ich sollte Euch unter meine Fittiche nehmen, Penelope Devereux. Ihr scheint Humor zu besitzen. Und seht doch nur diese trostlosen Mädchen um mich herum.« Mit weiter Geste zeigte sie auf die Engelszofen, und es stimmte; als Penelope sie genauer ansah, erschienen sie ihr trotz ihrer prächtigen Kleider so glanzlos wie lateinische Verben. »Im Übrigen sind Wir Uns sicher, Ihr müsst richtige Mütterlichkeit erfahren.«

Penelope sah, dass die Hand der Königin zu der von Leicester wanderte, die auf der Rückenlehne ihres Stuhls lag, und dass sich ihre Finger verschränkten. Es war eine intime kleine Geste, die auf Penelope wie der Ausdruck von Besitzanspruch wirkte – Anspruch auf den Gemahl ihrer Mutter. Wieder spürte sie einen Anflug von Wut.

»Ich denke, fern der Vormundschaft der Gräfin werdet Ihr aufblühen. Sie ist stolz darauf, Mädchen zum Gehorsam zu erziehen, aber ich sehe, Ihr habt Esprit. Es wäre eine Schande, diese Aufgewecktheit zu zügeln.« Penelope hörte die Gräfin zischend einatmen – genau diesen Esprit hatte sie ihr in den letzten Jahren versucht auszutreiben.

Penelope fragte sich, ob die Königin mit »Mütterlichkeit« gemeint

habe, der Gräfin mangle es an dieser Eigenschaft oder womöglich ihrer eigenen Mutter (die sie nicht erwähnen durfte).

»Setzt Euch«, forderte die Königin sie nun auf und klopfte auf den Stuhl neben sich. »Spielt Ihr Karten?«

»Mit dem größten Vergnügen«, entgegnete sie. Ohne zu überlegen, setzte sie noch hinzu: »Ein Spiel zu wagen versetzt mich in Höchstspannung«, was der Königin lautes Gelächter entlockte.

Penelope sah, dass all ihre Verwandten (mit Ausnahme der Gräfin, die wie versteinert wirkte) sich anerkennende Blicke zuwarfen; sie schienen zufrieden mit ihrer Vorstellung. »Es bietet sich dir nur eine einzige Gelegenheit, einen ersten Eindruck zu schaffen«, hatte ihre Mutter zu ihr gesagt. »Sei du selbst, mein Liebling. Die Königin mag mich verabscheuen, doch ich habe lang genug in ihrer Gunst gestanden, um zu wissen, was sie an einem Mädchen schätzt. Und das ist nun mal nicht die öde Frömmigkeit, die dir die Gräfin einzubläuen versucht hat. Und bist du erst aufgenommen, mein Schatz, wird es zu unser aller Nutzen sein. Weiß Gott, ich brauche Augen und Ohren unter den Hofdamen der Königin, und ...«, sie hatte die Hand ihrer Tochter genommen und einen Kuss darauf gedrückt, »... und du sollst diese Augen und Ohren sein. Ich habe heute keinen Einfluss mehr, nicht einmal ein Mitspracherecht über das Schicksal meiner eigenen Kinder.«

In diesem Augenblick hatte Leicester das Gemach betreten. »Welchen Hexentrank braut Ihr beiden Schönen da zusammen?«

»Penelope wird morgen von der Königin empfangen ... vermutlich wisst Ihr davon.« Penelope meinte, einen bitteren Unterton in den letzten Worten anklingen zu hören; doch da sie nun schon so lange fern ihrer Mutter lebte, war sie sich nicht ganz sicher. »Ich habe ihr die Hofetikette erklärt.« Dann wandte sie sich an Penelope. »Es wird dir bei Hofe gefallen, mein Liebling. Da herrscht das Leben. Du hast das Temperament, an diesem Firmament zu strahlen – und die Schönheit. Aber ich möchte dich warnen: Zeige nie Schwäche oder Angst. Die Königin verabscheut Hasenherzen. Stimmt das nicht, Liebster?«

»Ja, so ist es.« Dann bückte Leicester sich, um Lettices runden

Bauch zu streicheln und ihr einen innigen Kuss auf die Lippen zu drücken. »Treibt der kleine Kerl dich mit seinen Tritten wieder in den Wahnsinn?«

Lettice lächelte. »Er ist ebenso umtriebig wie sein Vater.«

Leicester hatte die Hand ihrer Mutter genommen und seine Finger mit den ihren verschränkt – genauso wie er jetzt die Hand der Königin hielt.

Penelope war sehr wohl bewusst, dass die Königin wegen der heimlichen Vermählung ihres Günstlings mit Lettice über alle Maßen wütend gewesen war – die Dienerschaft der Gräfin hatte monatelang kaum über etwas anderes getuschelt. Aber nun hier die gleiche kleine intime Geste zu sehen, vermittelte ihr das Gefühl, dass die wahre Situation sich ihrem Verständnis entzog. Sie fragte sich, ob Lettice Bericht über Dinge erstattet bekommen wollte, die ihren Stiefvater und die Königin betrafen, und ob ihre Mutter dies mit »Augen und Ohren« gemeint hatte.

Die Königin bat um Karten, plauderte fröhlich, deutete auf Höflinge und machte Bemerkungen über sie. »Das ist mein Schatzmeister, er wird sich um Eure Bedürfnisse kümmern«, und: »Dieser Brummbär da ist die Hüterin der Zofen«. Während sie das Kartendeck mischte, ließ Penelope auf der Suche nach Sidney die Blicke durch das Gemach schweifen. Doch es waren so viele junge Galane zugegen – alle in überwältigend prachtvoller Aufmachung –, dass es ihr unmöglich war herauszufinden, welchen von ihnen ihr der Vater versprochen hatte. Die Königin griff in ihr krauses kupferfarbenes Haar, löste daraus eine tropfenförmige Perle, die von bunten Edelsteinen umkränzt war, und legte sie auf den Tisch mit den Worten: »Was ist Euer Einsatz, Penelope Devereux?«

Penelopes Magen zog sich zusammen, denn außer einem Spitzen-taschentuch ihrer Mutter, das in ihrem Ärmel steckte, hatte sie nichts zu bieten; und in Anbetracht dieses Schmuckstücks war das kaum ein angemessener Einsatz. Die Königin musste wissen, dass die Truhen der Devereux' leer waren. Langsam zog sie das Taschentuch hervor und ließ es neben der Perle auf den Tisch sinken.

»Es ist hübsch. Ein schönes Spitzenmuster.« Die Königin nahm es zur Hand und musterte es unter einem Vergrößerungsglas. »Ihr müsst wissen, die Hand einer Stickerin ist ebenso einzigartig wie die eines Schreibers.«

Penelope hatte es nicht gewusst, zumindest nicht bis zu diesem Augenblick, als ihr klar wurde, die Königin meine, sie könne das Taschentuch als das ihrer in Ungnade gefallenen Mutter erkennen. »Ja, Euer Majestät«, entgegnete sie und hielt die Luft an.

Die Königin hob eine aufgemalte Augenbraue. »Ein fairer Wett-einsatz. Die Beste nach drei Spielen.«

Penelope stieß leise die Luft aus und wartete, dass die Königin eine Karte vom Tisch nahm und eine andere ablegte. Sie tat es ihr gleich, und so wechselten die beiden sich ab, bis die Königin auf den Tisch schlug und »Vada« rief. Sie zeigte ihr Blatt mit einer Serie von fünf Karten. Penelope merkte, dass die Leute im Gemach sich enger um sie scharten und sie, den Neuankömmling, bei ihrer Prüfung genau beobachteten. Sie hatte gehört, der Königin missfalle es sehr zu verlieren, und war darum froh, dass sie ihr keine wahre Gegnerin war, denn es wäre ihr schwergefallen, ihren Wetteifer aus Gründen des Takts zu zügeln. Es war somit eine ehrliche Niederlage, als die Königin ein zweites Gewinnerblatt vorzeigte und die beiden Wetteinsätze lachend an sich nahm. »Euer Spiel muss schärfer werden, mein Kind.«

»Ich fürchte, das Können Eurer Majestät wird stets ausreichend scharf sein, um mir einen Kratzer zuzufügen.«

Wieder lachte die Königin hell auf.

»Eine kleine Zierde würde Euch guttun«, sagte sie, nahm die Perle und steckte sie in Penelopes Haar. »Ich schicke meinen Schneider in die Gemächer der Gräfin, um Euch ein Kleid anzumessen.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich Euch danken soll, Euer Majestät.« Penelope stellte sich gerade die Stoffe vor, die sie aussuchen würde, und dachte daran, wie sie mit Libellenflügeln davonflöge, als ein älterer Mann mit länglichem Gesicht und silbergrauem Bart näher trat.

»Burghley«, sagte die Königin. »Kennt Ihr Lady Penelope Devereux?«

Das also ist Burghley, dachte Penelope und betrachtete den Mann, der, wie sie wusste, der Oberste Schatzmeister der Königin war, der mächtigste Mann im Land neben Leicester. Er war auch der Vormund ihres Bruders.

»Ich hatte noch nicht das Vergnügen«, sagte er und ergriff kurz ihre Hand. »Aber Euren Bruder kenne ich recht gut. Erfreulicherweise hat er sich kürzlich in Cambridge niedergelassen. Ihr steht Euch nahe, nicht wahr?«

»Ja, my Lord. Ich sehne mich danach, ihn wiederzusehen.« Wie viele Monate waren vergangen, seit sie ihren geliebten Essex zum letzten Mal gesehen hatte?

»Wir werden ihn zum Turnier an den Hof einladen«, sagte die Königin. »Und wo ist Euer Sohn, Burghley?«

»Hier, Madam.« Ein Junge trat vor. Er musste etwa Penelopes Alter haben, aber er war von weit kleinerer Statur; eine Schulter stand viel höher als die andere, und sein buckliger Rumpf erhob sich auf so dünnen Beinen, dass es ein Wunder war, dass sie ihn aufrecht hielten. Er erinnerte sie mit seiner merkwürdig vogelartigen Knabengestalt an eine Darstellung des Teufels, die sie einmal in einem verbotenen Buch gesehen hatte, und verspürte einen stechenden Hauch der alten Angst, die dieses Bild ihr eingejagt hatte.

Das Gesicht des Vaters war schon länglich, aber das des Sohnes noch länger, bis an den Rand des Hässlichen, seine Stirn war weit gewölbt, und seine Haare standen ab wie Borsten eines Kaminbensens. Beide Männer waren von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, nur ihre steife Halskrause war schneeweiß; doch trotz der Schlichtheit ihres Gewands haftete ihnen etwas Prachtvolles an, das Penelope nicht entging.

Der seltsame Knabe glotzte sie an, und aus Mitgefühl für einen, der mit einer solch gekrümmten Gestalt gestraft ist, lächelte sie ihm zu. Er lächelte nicht zurück, sondern glotzte weiterhin und wurde tiefrot. Sein Vater klopfte ihm auf die Schulter, was ihn aus seiner Trance zu wecken schien. Rasch sank er vor der Königin auf die Knie und richtete seinen Blick auf ihre Schuhe.

»Kommt Ihr hier in Whitehall zurecht, Cecil?«, fragte sie ihn. »Hat Euer Vater Euch alles gezeigt?« Und zu Penelope gewandt, sagte sie: »Cecil ist erst seit wenigen Tagen hier, nicht wahr, mein Junge?«

Cecil murmelte eine Antwort. Doch Penelope hörte sie nicht, denn sie hatte gerade hinter ihm mit einem Ziehen im Herzen das Gesicht entdeckt, das ihrem Gedächtnis eingebrannt war.

*Februar 1581
Greenwich Palace*

»Pack deine Sachen zusammen, Penelope. Du wirst Anne Vavasours Platz im Gemach der Zofen einnehmen.« Die Gräfin flüsterte den Namen des Mädchens, als wäre es eine Sünde, ihn lauter auszusprechen.

»Ich werde Zofe?« Penelope war nahezu atemlos bei der Vorstellung, dem strikten Reglement der Gräfin zu entkommen, und sah sich schon in ihren neuen Gewändern – einem gestickten Blumen Garten – inmitten der Geschehnisse, statt wie in den letzten drei Wochen bei Hofe nur am Rande umherzustreifen.

»Ja, das wirst du.« Ihr Mund war nur ein Strich. »Lass es dir nicht zu Kopfe steigen. Und hüte dich, Penelope. Das Zofengemach ist nicht mehr so, wie es zu meiner Zeit war. Heute ist es eine Brutstätte der Ausschweifungen. Sieh nur, was diesem Mädchen zugestoßen ist.« Sie schüttelte den Kopf. »Das kommt dabei heraus, wenn man den Zofen erlaubt, sich herumzutreiben.«

Penelope hatte Anne Vavasours Schreie bis in die Gemächer der Gräfin gehört; schreckliches Gebrüll war durch die Gänge des Palasts gehallt. Da ihre Ziehmutter mit offenem Mund leise schnarchend neben ihr schlief, hatte sie sich aus dem Bett, aus dem Gemach geschlichen und war dem grässlichen Geschrei bis zu seiner Quelle gefolgt. Sie hatte sich allerlei Entsetzliches vorgestellt: eine Prügelei, eine Messerstecherei, zerschmetterte Knochen. Doch als sie unbemerkt in das Gemach der Zofen geschlüpft war, hatte sich

ihr ein verstörendes Bild geboten. Anne, die im Kreis der sie umringenden Frauen kaum zu sehen war, schien mitten in einem Anfall zu stecken. Eine stopfte ihr einen Wollfetzen in den Mund, der die kehligen Schreie für einen Augenblick dämpfte, aber sie riss ihn sich heraus und schleuderte ihn von sich. Er landete vor Penelopes Füßen.

»Das Köpfchen«, sagte eine der Frauen. Penelope verstand nicht, warum sie so gelassen klang, wo doch eindeutig Annes Leben in Gefahr war. »Pressen!«

Dann geschah etwas, sodass Annes Schreie erstarben und Blut sich ergoss. Penelope konnte sich nicht von der Stelle rühren, vor Schreck wie gelähmt stand sie an der Tür.

»Ein Knabe«, sagte eine. Dann ertönte das unverkennbare Wimmern eines Neugeborenen, und Penelope begriff. Später erfuhr sie, dass Anne in jener Nacht das Kind des verheirateten Grafen von Oxford geboren hatte.

»Dieses verdorbene Mädchen ist mit ihrem Kind im Tower. Da gehört sie hin, ebenso der Vater.« Die Gräfin verzog das Gesicht vor lauter Abscheu.

»Im Tower?« Schon allein beim Namen dieses Orts durchfuhr Penelope Angst, denn jeder wusste, dass nur wenige Menschen, die den Tower betraten, ihn auch wieder verließen.

»Ihre Schande soll dir eine Lehre sein. Sie hat in den Augen Gottes gesündigt, dafür wird sie im nächsten Leben verdammt sein. Und in diesem Leben wird sie den Zorn der Königin ertragen müssen.« Was war wohl schlimmer, fragte sich Penelope, denn sie hatte rasch erfahren, dass die Königin wirklich furchterregend sein konnte. »Dieses Mädchen ist nicht die Erste. Wir alle wissen, was mit Katherine Grey geschah. Sie wurde, als sie ein Kind erwartete, in den Tower gebracht und ward nie mehr gesehen. Aus lauter Schmach hat sie sich zu Tode gehungert ...« Offenbar wollte sie die Liste der schrecklichen Schicksale von Mädchen, die ihre Ehrbarkeit verloren hatten, nicht beenden, sie zählte sie an den Fingern auf. »... Ich erinnere mich, dass die Königin Mary Shelton einen Finger mit einer Haarbürste brach,